



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Freytag-Loringhoven: Die russische Armee als Gegner

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die russische Armee als Gegner

Von Generalleutnant Freiherr Freitag-Loringhoven

3. Im Orientkriege 1877/1878

Die in der Krim gemachten Erfahrungen sind in der russischen Armee nicht unberücksichtigt geblieben. Es vollzog sich allmählich eine vollständige Abkehr von der bisherigen Ausbildungsweise. Man stieß das Gezwungene in Haltung und Bewegung des einzelnen Mannes wie der Truppe überhaupt, als etwas dem Nationalcharakter nicht Entsprechendes von sich. Damit wurden freilich zugleich unentbehrliche disziplinäre Hilfsmittel geopfert. Das Kommandowort „Smirno“ (Stillgestanden) nagelte hinfort den Mann nicht mehr an den Boden. Man glaubte bei der angeborenen Untervürftigkeit des russischen Soldaten der straffen Exerzierdisziplin überhaupt nicht mehr zu bedürfen und über sah, daß mit Herabsetzung der Forderungen an die äußere Schönheit und Gleichmäßigkeit der Truppe sich auch deren innere Ordnung bedenklich lockern mußte, daß bei dem Fehlen einer sorgfamen Ausbildung des einzelnen Mannes die Einübung auch der einfachsten Bewegungen geschlossener Truppenteile so viel Zeit in Anspruch nahm, daß die Gefechtschulung darüber notwendigerweise zu kurz kommen mußte.

Mit der freieren Richtung in Staat und Gesellschaft, wie sie durch die großen Reformen Alexanders des Zweiten, insbesondere die Aufhebung der Leibeigenschaft, zum Ausdruck kam, zog auch ein neuer Geist in die Armee ein. Es geschah viel, um den Bildungsgrad des Offizierkorps zu heben. Die alten, aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Troupiers, die freilich niemals sehr zahlreich gewesen waren, begannen jetzt nach und nach ganz zu verschwinden. Dafür drangen vielfach Elemente in das Offizierkorps ein, die ihm früher nicht angehört hatten. Der kleine Landadel, dessen Söhne ehemals hauptsächlich das Offizierkorps der Linieninfanterie gestellt hatten, verarmte infolge der Aufhebung der Leibeigenschaft immer mehr. Seinen Platz nahmen Leute ein, deren Herkunft sie für den Offizierstand nicht immer in jeder Hinsicht geeignet erscheinen ließ und deren Erziehung nicht unbedingt für ihre Bestimmung bürgte. Das Anwachsen der Armee führte dahin, daß man nach dieser Richtung die Grenzen nach unten hin immer mehr erweitern mußte.

Es trat eine allgemeine Lockerung aller gesellschaftlichen Ordnung ein. Statt Dank zu ernten für die Wohltaten, die er seinem Volke angedeihen ließ,

sah Kaiser Alexander der Zweite die revolutionäre Strömung in seinem Reiche mehr und mehr anwachsen. Diese Verhältnisse konnten nicht ohne tiefgehende Wirkung auf die Armee bleiben. Die Aufhebung der Leibeigenschaft erfolgte bei dem Kulturzustande der russischen Bauernschaft offenbar zu früh. Der Rekrut blieb immer noch willig, aber die alte Unterordnung schwand doch nach und nach, ohne daß sie durch geläutertes, bewußtes Pflichtgefühl, wie es nur in einem alten Kulturvolke lebt, ersetzt werden konnte. Vollends mit der im Jahre 1874 eingeführten allgemeinen Wehrpflicht gewann die Armee ein ganz anderes Gepräge. An die Stelle der alten Soldaten mit langer Dienstzeit, deren Heimat das Regiment gewesen war, traten jetzt Mannschaften mit zunächst sechsjähriger Dienstzeit.

Die Wandlung von einem Heere von Berufssoldaten zu einem solchen, das sich mit Hilfe der allgemeinen Wehrpflicht ergänzt, hat sich naturgemäß erst allmählich vollzogen, so daß, als der Türkenkrieg 1877/1878 ausbrach, die allgemeine Wehrpflicht noch kaum wirksam geworden sein konnte. Die Armee befand sich damals in jeder Hinsicht in einem Übergangsstadium. Das gilt auch hinsichtlich ihrer Gefechtschulung. Die Bataillonsmassen hatten bald nach dem Krimkriege den Kompagniekolonnen Platz gemacht, und die Erfahrungen des Deutsch-Französischen Krieges das Schützengefecht mehr hervortreten lassen. Wenn daher auch die russischen Vorschriften den zeitgemäßen Forderungen im allgemeinen Rechnung trugen, so war doch das Verständnis für die Bedingungen des modernen Gefechts noch keineswegs Gemeingut der Armee geworden, als diese aufs neue gegen den alten Feind ins Feld rückte. Ihre taktische Durchbildung ließ namentlich hinsichtlich des Zusammenwirkens der Infanterie und Artillerie vieles zu wünschen übrig. Auch war die Masse der Infanterie mit einem minderwertigen Gewehr, einem aptierten Vorderlader, bewaffnet. Von entscheidender Bedeutung aber sind diese Dinge nicht gewesen.

Auch dieses Mal hat die russische Intendantur vollständig versagt. Wiederum trat das mächtige Zarenreich mit unzureichenden Kräften in den Krieg ein. Ende April waren auf dem europäischen und asiatischen Kriegsschauplatz im ganzen mobil gemacht: siebenundzwanzig Infanterie- und zehn Kavalleriedivisionen, während im Reiche immobil verblieben: einundzwanzig Infanterie- und acht Kavalleriedivisionen. Die Operationsarmee an der Donau zählte Mitte Juli nur 260 000 Mann, wiewohl der russische Generalstab die in der europäischen Türkei verfügbaren feindlichen Kräfte annähernd richtig auf 280 000 Mann veranschlagte, davon 190 000 Mann unmittelbar gegen die russische Feldarmee verfügbar. Die Folge war, daß nach vollzogenem Donauübergange, als sich die Notwendigkeit ergab, nach drei Seiten Front zu machen, 10 000 Mann als Avantgardenkörper in den Balkan vorgeschoben wurden, 75 000 Mann zur Deckung der linken, 35 000 Mann der rechten Flanke als unentbehrlich erachtet wurden, die sogenannte Hauptmacht aber zeitweilig nur aus einem Armeekorps bestand, zu dessen Verstärkung vorläufig nur noch zwei weitere

Armeekorps herangezogen werden konnten. Als dann auf der Westfront ein erster Angriff auf Plewna abgewiesen worden war, und die Russen sich überall in die Verteidigung gedrängt sahen, bildete die rumänische Armee, deren Mitwirkung man bisher verschmäht hatte, eine sehr willkommene Verstärkung.

Das Mißglücken dreier gegen die Plewnaer Stellungen Osman Paschas geführter Angriffe, davon der letzte mit einer mehr als doppelten Überlegenheit an Infanterie und einer sechsfachen an Artillerie, ist in erster Linie den Fehlern der Führung und der den Anforderungen neuerer Fechtart nicht gewachsenen taktischen Durchbildung der Armee überhaupt zuzuschreiben. Es fehlte an Übereinstimmung der Generale untereinander und an Initiative. General von Hasenkampf schreibt in seinem Tagebuche: „Unsere Truppen sind vorzüglich, aber die Führer lassen vieles zu wünschen. . . . Sie lassen alles durchgehen. Das Gefühl der Verantwortlichkeit fehlt vielen von ihnen gänzlich. . . . Wohin man sieht, überall herrscht mangelndes Verständnis und Hilfslosigkeit. Es ist kennzeichnend, daß nach jedem größeren Gefecht die höheren Führer für mehrere Tage die Hände in den Schoß legen und nicht allein nichts tun, sondern sogar aufhören zu denken oder sich überhaupt um das Nächstliegende zu bekümmern. Einige verlassen sogar die Armee, um sich auszuruhen, als ob sie eine Befichtigung hinter sich hätten.“ Wir finden gleichwohl eine Anzahl vortrefflicher Generale wie Gurko, Skobelew, Radezki und vor allem Totleben. Der russische Soldat hat sich auch in diesem Kriege im Ertragen von Entbehrungen und körperlichen Mühsalen auf der alten Höhe gezeigt. Daß er im Vertrauen hierauf den winterlichen Balkanübergang wagte, gereicht dem Großfürsten-Oberkommandierenden zum Ruhme. Er hat sich in der Leistungsfähigkeit seiner Soldaten nach dieser Richtung nicht getäuscht.

Nicht minder wie im stummen Ertragen solcher Leiden hatten sich die russischen Truppen auf dieser selben Paßhöhe bereits im August als Kämpfer bewährt. Mit vollem Recht vermerkt General von Hasenkampf über diese Gefechtstage in seinem Tagebuche: „Die angreifenden türkischen Truppen Suleiman Paschas haben einen Opfermut bewiesen, der besser in anderer Weise nutzbar gemacht worden wäre. . . .“ Die Unererschrockenheit, mit der drei russische Bataillone des 36. Regiments Orlov und vier bulgarische Druschinen die zehnfach wiederholten Angriffe von vierzig türkischen Bataillonen angenommen und abgewiesen hätten, sei über alles Lob erhaben.

Was hier von der Abwehr gesagt ist, läßt sich nicht ohne weiteres von der Haltung der Truppe im Angriff behaupten. Bei Plewna wurde beim dritten Angriff die Infanterie losgelassen, ohne daß eine Wirkung der Artillerie erzielt worden war, und ohne daß sich die Infanterie während des Artilleriefeuers näher an den Feind herangearbeitet hatte. Ihr Angriff brach denn auch zusammen. Nur Skobelews fortreisender Gewalt gelang es, den Angriff an einer Stelle bis in die türkischen Verschanzungen hineinzutragen. Da der General von den Nachbartruppen nicht unterstützt wurde, gingen jedoch

auch die von ihm erkämpften Vorteile wieder verloren. Noch lange nach dem Kriege hat dem „Weißen General“ der Anblick des Schlachtfeldes von St. Privat Tränen der Beschämung abgepreßt, weil dort den Preußen gelungen war, was die Russen bei Plewna nicht konnten. In der Tat hatte bereits der zweite, am 20. Juli unternommene Angriff auf Plewna manche unliebsame Erscheinungen zutage gefördert. Unter dem Eindruck der sich häufenden Verluste entstand eine Panik, die sich bis an die Donaubrücke von Siftov fortsetzte. Dort mußten sich die Brückenwachen bereitmachen, auf die andringenden Flüchtlinge zu feuern. Die zur Donau führenden Wege waren mit fortgeworfenen Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken bedeckt. Die Verwundeten wurden im Stiche gelassen. Nur weil die Türken nicht nachstießen, ist damals das Schlimmste abgewendet worden.

Gewiß, Paniken sind überall vorgekommen, und es wäre töricht zu glauben, daß andere Armeen gegen sie gefeit seien. Vermöge der Offenheit, mit der sich die russische amtliche und halbamtliche Militärliteratur über diese Dinge äußert, erfahren wir von solchen Dingen bei russischen Truppen nur weit mehr als anderswo. Unzweifelhaft ist aber der Russe unerwarteten Eindrücken, die plötzlich auf ihn einstürmen, besonders zugänglich. Es war das 1875 um so mehr der Fall, mit je größerem Zutrauen auf die unwiderstehliche Tapferkeit russischer Truppen man in den Krieg gezogen war und je geringer man den Gegner eingeschätzt hatte. Die Stimmung war nach dem dritten Angriff auf Plewna bei Führern und Truppe in hohem Grade niedergedrückt. Die Häufigkeit der Fälle, wo ein höherer Offizier wie Skobelew die ganze Macht seiner Persönlichkeit einsetzen mußte, um Krisen im Gefecht zu überwinden und den stockenden Angriff in Fluß zu bringen, läßt am inneren Wert der Truppe berechtigte Zweifel aufkommen. Noch jenseits des Balkan, beim Angriff gegen die türkische Stellung von Scheinowo, im Rücken des Schiplapasses entringt sich Skobelew, als der Angriff zeitweilig nicht vorwärts geht, der kummervolle Ausruf: „Es scheint, das wird wieder wie bei Plewna!“

Der einstige Generalstabsoffizier Skobelews, spätere Oberkommandierende des Mandschureiheeres, Generaladjutant Kuropatkin, äußert in seinem Rechenschaftsbericht über den Krieg gegen Japan, in dem er einen geschichtlichen Rückblick anstellt, daß namentlich denjenigen Truppenteilen, die nicht bereits den Winter 1876/77 an der rumänischen Grenze in mobilem Zustande verbracht hätten, sondern erst später auf Kriegsstärke gebracht worden wären, teilweise der feste Schluß gefehlt habe. „Dieser erste Krieg nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wenn er auch mit einem Siege über die Türken endigte, bewies doch, wie sehr die Schnelligkeit unserer Mobilmachung und unseres Aufmarsches im Vergleich mit unseren westlichen Nachbarn im Rückstande war . . . Wir waren in der Verteidigung stärker als im Angriff . . . Wie im Krimkriege waren wir auch noch damals wenig manövrierfähig und führten das Angriffsgefecht bei vielen Gelegenheiten, besonders bei Plewna, ungeschickt.“

Das glückliche Endergebnis des Krieges hat die ernststen Lehren, die er zeitigte, im russischen Heere bald wieder in Vergessenheit geraten lassen. Die Friedensjahre zwischen diesem Kriege im nahen und dem von 1904/1905 im fernen Orient zeitigten einen weiteren Ausbau der Armee und zahlreiche Reformen. Auch die Manöver wurden in wachsendem Maße entwickelt; gleichwohl äußert General Kuropatkin in seinem Rechenschaftsbericht über den mandchurischen Krieg: „Leider hatte alles, was ich in den Manövern wahrnahm, mich in der Überzeugung bestärkt, daß die taktische Durchbildung unserer Truppen, besonders der höheren Führer vom Regimentskommandeur aufwärts, noch unzureichend und nicht einheitlich war.“ Wesentliche Fortschritte auf dem Gebiete des taktischen Könnens sind nicht gemacht. Zwar sagt Kuropatkin, die Armee habe 1904 unzweifelhaft auf einem höheren taktischen Standpunkt gestanden als 1877, gibt aber gleichzeitig zu, daß vieles ungetan geblieben und in mancher Hinsicht sogar eine Rückkehr zum alten zu verzeichnen gewesen sei. Auch sei die taktische Ausbildung weniger nach den vorhandenen Bestimmungen als nach dem Ermessen der Oberkommandierenden der Militärbezirke erfolgt. Große Verschiedenheiten wären so auch unvermeidlich gewesen. Theoretisch wurden richtige Folgerungen aus den Begebenheiten von Plewna gezogen, vor allem von Kuropatkin selber, aber der Glaube an die alles beherrschende Macht des heutigen Feuers, die Erkenntnis, daß der Angriff in einem Vortragen des Feuers zu bestehen habe, drang nicht durch. „Die Vorstellung von einem unaufhaltamen Vorgehen ohne Abgabe von Feuer, hatte sich leider bei vielen Führern festgesetzt . . . Wir verstanden es nicht, einen Angriff durch starkes Artillerie- und Infanteriefeuer wirksam vorzubereiten.“ In der Verteidigung verfuhr die Armee wesentlich geschickter. Aber auch hierbei wurden die Reserven nicht zur Verstärkung des Feuers verwandt, sondern geschlossen, ohne einen Schuß zu tun, zum Gegenstoß vorgeführt. Kuropatkin sieht in allem diesem das Gegenteil vom deutschen Verfahren. General Dragomirows Lehre von der ungeschmälerten Bedeutung des Bajonetts behielt die Oberhand, nicht zum wenigsten, weil er an den Namen Suworow anknüpfte, der noch heute dem Herzen russischer Krieger teuer ist. „Dragomirow hat viel dazu beigetragen, daß die alte Richtung von der nahezu alles entscheidenden Bedeutung des Bajonetts die Oberhand behielt . . . Er stellte die absurde Forderung auf, daß die Infanterie sich während der Feuerhalte beim Angriff nicht hinlegen solle.“ Dragomirow mochte erkannt haben, daß eine individualisierende Ausbildung, wie sie das Schützengefecht fordert, der Natur der russischen Soldaten nicht zusagt. Seine Schriften wirkten besonders, weil er das moralische Prinzip in so vollstündlich bestechender Weise in den Vordergrund zu stellen wußte. Sie klang dem russischen Ohr so schön, diese immer wieder vorgebrachte Weisheit von den unübertrefflichen Eigenschaften des russischen Soldaten, von der Unwiderstehlichkeit seines Bajonetts, so schön und — so bequem, denn es fehlte der Ansporn zur Weiterarbeit. Eine solche, wie sie im deutschen Heere nach Siegen,

wie sie die Welt bis dahin nicht gekannt, jetzt durch vierundvierzig Friedensjahre unermüdblich alljährlich geleistet wurde, hat in Rußland vor dem Waffengange mit Japan nicht stattgefunden. Die üblen Folgen sind nicht ausgeblieben.

4. Im Mandschurischen Kriege

Hatte Rußland in allen Kriegen, die es führte, mit dem Hindernis gewaltiger räumlicher Ausdehnungen zu kämpfen, so fiel das 1904 und 1905 in der entlegenen Mandschurei besonders schwer ins Gewicht. Eine einzige eingleisige Bahn von 6000 Kilometer Länge, die noch dazu erst nach erfolgtem Ausbruch des Krieges ganz fertiggestellt wurde, bildete die einzige Verbindung zwischen der Heimat und dem fernen ostasiatischen Kriegsschauplatz. Dazu waren die Vorbereitungen für den Krieg keineswegs vollendet. Es bedurfte längerer Zeit, bis eine schlagfähige Armee in der südlichen Mandschurei bereitgestellt werden konnte. Indessen auch die Japaner hatten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie es sich ohne weiteres daraus ergibt, daß es sich für sie um einen Krieg über See handelte. Der durch Geländeschwierigkeiten bedingte langsame Vormarsch der japanischen Ersten Armee durch Korea und die durch die Eisverhältnisse verursachte späte Ausschiffung der japanischen Zweiten Armee ließen es dahin kommen, daß die Russen Ende April über hinreichende Kräfte verfügten, um sowohl dem weiteren Vordringen des Gegners von Korea über den mandschurischen Grenzfluß Yalu als den weiteren japanischen Landungen ernste Schwierigkeiten zu bereiten. Solches geschah indessen nicht. Der russische Oberkommandierende, General Kuropatkin, — und er stand mit dieser Ansicht im Heere nicht allein — hieß vielmehr den Eintritt der Japaner in die Mandschurei willkommen. Man könne, meinte er, ihnen „goldene Brücken“ bauen, wenn nur keiner von ihnen in die Heimat zurückkehre.

Die „goldenen Brücken“ sollten sich leider als Hekatomben russischer Soldaten, und dazu vergeblich gebrachte, erweisen. Deren erste bildete der Kampf am Yalu. Dort wurde die 18000 Mann starke russische Division von der 45000 Mann zählenden japanischen Ersten Armee überrannt. Nachdem Port Arthur sich selbst überlassen worden war, bestand der Statthalter im „Fernen Osten“, Admiral Alexejew, auf einem Entsatzversuch. Es führte das zum Vorschieben des Korps Stackelberg nach Wafangou, das dort am 15. Juni 1904 gleichstarken Kräften unterlag. Diese beiden ersten Niederlagen sind nur zum Teil den russischen Korpsführern zur Last zu legen; der Oberkommandierende ist nicht von der Schuld freizusprechen, sie durch die Unklarheit seiner Weisungen mitverschuldet zu haben. So machte er es dem General Saffulitsch einerseits zur Pflicht, die Linie des Yalu zu halten, andererseits aber, sich in keinen ungleichen Kampf einzulassen. Stackelbergs Vormarsch nach Süden aber bildete überhaupt ein Kompromiß zwischen den Ansichten des Armeeführers und des ihm übergeordneten Statthalters; in dieser Halbheit lag bereits der Keim des Mißlingens.

„Alles, was von russischer Seite nach diesen beiden ersten Niederlagen bis Liaoyan geschah,“ sagen die Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften, „war im Grunde immer dasselbe. Auf der Süd- wie auf der Ostfront werden Stellungen bezogen, den Generalen aber wird zugleich eingeschärft, daß sie sich in ihnen nicht größeren Verlusten aussetzen sollen. Die Führung zeigt sich diesen Aufgaben durchaus gewachsen. Sie entwickelt ein bemerkenswertes Geschick in der Einleitung und Durchführung der rückgängigen Bewegungen; die Haltung der Truppen hierbei ist bewundernswert. . . . Wie sich zeigte, blieb indessen selbst der russische Soldat von der niederdrückenden Einwirkung solcher fortgesetzten Rückzüge nicht unberührt. Wie sollte er auch zu seinen Führern und den von ihnen gewählten Stellungen Vertrauen fassen, wenn diese stets geräumt wurden, sobald der Feind Miene machte, sie ernsthaft anzugreifen. Allzu nahe lag es da, daß der Soldat sich schließlich zu dem gleichen Verfahren für berechtigt hielt und eigenmächtig den Kampfplatz verließ, sobald ihm die Gefahr näher rückte.“

Als dann bei Liaoyan zwischen dem 30. August und 3. September in stark verschanzten Stellungen den Japanern ernstlich Widerstand geleistet wurde, geschah es mit einer Überlegenheit von 50 000 Mann Infanterie und 240 Geschützen, wobei allerdings auf russischer Seite die Kräfte der Japaner, wie fast stets in diesem Kriege, überschätzt wurden, hier um 37 000 Mann Infanterie. Der Angriff der Überlegenheit gegen die starken ausgebauten russischen Stellungen südlich Liaoyan scheiterten vollkommen. Oberstleutnant von Zeitau schreibt über die Stimmung der russischen Truppen am 31. August abends: „Die von allen Seiten eingehenden Nachrichten erweckten das Gefühl, daß man — wenn auch mit großen Opfern — den ersten Erfolg errungen habe.“ Einer der kommandierenden Generale telegraphierte seinem Nachbar: „Die Verluste sind ungeheuer, aber auch die Tapferkeit ist ungeheuer. Alle sind überzeugt, daß wir niemals zurückgehen werden. Alle rufen Hurra, auch ich rufe Hurra.“

Ein solches in den Stellungen ausgebrachtes Hurra konnte freilich niemals ein Hurra im Angriff ersetzen. Die Überzeugung „aller“, daß man niemals zurückgehen würde, ist denn auch geopfert worden. General Kuropatkin entschloß sich, während der Nacht zum 1. September die erfolgreich behaupteten Stellungen südlich Liaoyan zu räumen, um mit einer Masse von über 90 Bataillonen die seine linke Flanke und seine Rückzugsstraße bedrohende Umfassung durch die japanische Erste Armee zurückzuweisen. Dieser Gegenangriff, obwohl er mit dreifacher Überlegenheit geführt werden konnte, erfolgte nicht einheitlich und ohne Nachdruck. Durch Verluste in zweitägiger Abwehr geschwächt, auf das äußerste ermüdet, bei Nacht zurückgeführt, besaßen die Truppen der bisherigen Südfront keine eigentliche Angriffskraft mehr. Entsprechend aus der Reserve verstärkt, hätten sie dagegen in dem bisher behaupteten Gelände südlich Liaoyan gegen die zu Boden gerungenen Angreifer sehr wohl zu einem Siege fortgerissen werden können, den sie jetzt an anderer Stelle nicht mehr zu erringen imstande waren.

Wenn die russische Armee im wesentlichen, ohne verfolgt zu sein, nach Mukden zurückgelangte, so lag es daran, daß die Kraft der ohnehin an Zahl unterlegenen Sieger erschöpft war, und daß es ihnen an der eigentlichen Waffe der Verfolgung, einer zahlreichen, leistungsfähigen, mit reitender Artillerie und Maschinengewehren versehenen Kavallerie gebrach. Welche reichen Früchte andernfalls der Verfolgung hätten zufallen können, geht aus der Schilderung des Stabschefs des V. Sibirischen Armeekorps, Generalmajors Jakowlew, hervor, in der es heißt: „Die allgemein verbreitete Ansicht, als ob der Rückzug unserer Armee von Liaoyan auf Mukden in musterhafter Ordnung vor sich gegangen sei, vermag ich nicht zu teilen. Daß wir keine Geschütze, Trains usw. verloren haben, ist hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daß die Japaner uns nicht im geringsten verfolgten. . . . Tatsächlich war während des Rückzugs vom 4. bis 8. September nicht ein Kanonenschuß zu hören, die Japaner waren gleichsam spurlos verschwunden. Ich weiß nicht, wie die Nachhut zurückgegangen sind, ich bin überzeugt, daß es in voller Ordnung geschah. Das Gros aber flutete als eine aus Truppen, Hospitälern, Parks und Stäben gemischte wirre Masse nach Norden zurück.“

Kuropatkin freilich soll diesen Rückzug noch über den der Zehntausend Xenophons gestellt haben. Er bekannte sich seltsamerweise nicht als geschlagen und berief sich hierbei auf die hohen Verluste, die er den Japanern zugefügt habe, wobei er übersah, daß, wenn diese auch 23000 Mann eingebüßt hatten, sie die Angreifer gewesen waren, und daß die Russen immerhin auch 16000 Mann verloren hatten. Am 11. September telegraphierte er dem Kriegsminister: „Ich bitte Sie, mir zu erklären, weshalb Sie annehmen, daß unsere Armee bei Liaoyan eine Niederlage erlitten hat. Wir haben alle Angriffe des Feindes auf die vordere und auf die Hauptposition von Liaoyan zurückgewiesen. . . . Allerdings gelang unser Angriff nicht, dafür aber haben wir Liaoyan mit vollem Erfolge verteidigt.“ Man gewinnt fast den Eindruck, daß Kuropatkin die Abwehr Selbstzweck war, daß es ihm gar nicht ernstlich darauf ankam, sich ihrer zu bedienen, um den Sieg durch Übergang zum Gegenangriff zu gewinnen. Mit Recht blieb denn auch der Kriegsminister bei seiner Ansicht. Er telegraphierte zurück: „Falls Sie glauben, daß der Ausdruck ‚Niederlage‘ den Ausgang der Schlacht bei Liaoyan nicht zutreffend bezeichnet, so nennen Sie es meinetwegen einen Mißerfolg. Wie Sie wünschen!“ Ein Mißerfolg war es in der Tat, und zwar ein solcher schwerster Art. Nur „der Charaktereigentümlichkeit des russischen Volkes, empfangene Eindrücke nicht lange auf sich haften zu lassen, dieser für den Soldaten unter Umständen schätzbaren Eigenschaft, war es zu verdanken, daß die Spuren, die der Rückzug von Liaoyan der Armee aufgedrückt hatte, halb wieder schwanden“. So konnte denn Anfang Oktober die auf 260000 Mann angewachsene Armee aufs neue aus der Gegend von Mukden gegen das bei und nördlich Liaoyan verbliebene jetzt 170000 Mann zählende japanische Heer zum Angriff vorgehen. Hierbei sollte der Feind in

der mandchurischen Ebene durch zwei Armeekorps gefesselt werden, während ihm drei Armeekorps im östlich angrenzenden Gebirge die rechte Flanke abzugewinnen hatten. Drei Armeekorps wurden vorerst zur Verfügung des Oberbefehlshabers zurückgehalten. Sie sind erst später, teils zwischen den beiden Gruppen, teils auf dem rechten Flügel eingesetzt worden. Die am 5. Oktober begonnene russische Vorbewegung, die zu den bis zum 17. Oktober währenden Kämpfen am Schaho führte, kam bald zum Stehen. Während die Japaner ihren rechten Flügel im Gebirge zurücknahmen und ihn dann so weit verstärkten, daß er sich dem überlegenen Angriff der russischen Ostgruppe gegenüber zu behaupten vermochte, ergriffen sie am 10. Oktober in der Ebene die Offensive und drückten zuerst die Mitte und in den folgenden Tagen den rechten Flügel der Russen bis an den Schaho zurück.

Aufs neue hatte sich gezeigt, daß die russische Armee zur Durchführung eines Angriffes unter den heutigen Bedingungen nicht befähigt war. General Kuropatkin sagt in seinen Bemerkungen, die er nach den Kämpfen am Schaho den Truppen zugehen ließ: „Ich habe in den letzten Angriffsgesechten bemerkt, daß viele Truppenteile in dichten Schützenlinien vorgingen, denen Unterstützung und Reserven naheauf folgten, ohne daß in ausreichender Weise das Gelände benutzt wurde. Das Ganze bildete ein vortreffliches Ziel für das feindliche Infanterie- und Artilleriefeuer. Solche Angriffsform kann allenfalls für einen Bajonettangriff in Frage kommen, bei dem die Rücksicht auf eintretende Verluste zurückzutreten hat, aber unsere Truppen haben diese Form bereits mehrere Kilometer vom Feinde entfernt angenommen. Völlig unnötige Verluste waren die Folge. In starkem feindlichen Feuer muß man nach Art der Japaner vorgehen, die auch uns im Kaukasus geläufig war. Es kommt darauf an, sich in voller Deckung zu entwickeln, sich vorher mit dem Angriffsgelände vertraut zu machen, von jeder Geländefalte, jedem Geländegegenstand Nutzen zu ziehen und sie mit möglichst geringen Verlusten zu erreichen. Das Vorspringen von Gruppen und von einzelnen Leuten, allmähliches Auffüllen von Schützenlinien und Eingraben in den gewonnenen Feuerstellungen ist zu empfehlen.“

Nicht Mangel an Tapferkeit ist es, der die russischen Truppen in Ostasien versagen ließ, sondern ihre Unfähigkeit, sich den Bedingungen des heutigen Gefechts anzupassen. Erziehung zur Selbständigkeit des einzelnen Mannes im Gefecht konnte freilich in einer Armee wie der russischen nicht Platz greifen, deren damalige Vorschriften das Salvenfeuer als die Regel, das Einzelfeuer des Schützen als Ausnahme hinstellten. Wenn aber die Vorschriften solches taten, so lag darin wiederum das Eingeständnis, daß dem russischen Soldaten im allgemeinen die Fähigkeit zu selbständigem Handeln nicht zugetraut wurde. Schon das Bestehen der aus ausgesuchten Mannschaften zusammengesetzten sogenannten Jagdkommandos der russischen Armee, wenn ihr Ursprung auch zum Teil auf andere Umstände zurückzuführen ist, lassen erkennen, daß die Masse

der Mannschaften den Ansprüchen, die das heutige Gefecht stellt, nicht gewachsen war. Die Jagdkommandos verschlangen dann wiederum die wenigen Kämpfer kaukasischer Art, die Kuropatkin sich wünschte.

Berührte er mit seinen während des Krieges erlassenen Instruktionen den wunden Punkt der russischen Kampftaktik, so wies er gleichzeitig auf zahlreiche sonstige Fehler der Führung hin. So sagt er: „Eine Hauptbedingung des Erfolges besteht in der Bekundung größter Hartnäckigkeit in der Ausführung der gestellten Aufgabe. Man darf sich nicht scheuen, hierzu selbst die letzte Reserve zu verausgaben.“ Er tadelt, daß an den entscheidenden Tagen der Schahoschlacht bei der Ostabteilung, die die Entscheidung bringen sollte, von drei Armeekorps eines überhaupt nicht eingesetzt, sondern als Reserve zurückgehalten worden sei. Auch betont er, daß es falsch sei, wenn in den Bestimmungen eines Armeekorps der Ostabteilung aller Erfolg von der Umgehung japanischer Stellungen im Gebirge erwartet werde, während doch der Feind gleichzeitig in der Front fest angepackt hätte werden müssen. Alles treffliche Grundsätze, gegen die er selber freilich in erster Linie in entscheidenden Augenblicken immer gefehlt hat. Er war unermülich in der Niederschrift von Verhaltensmaßregeln für die Truppen, von höchstem Fleiß mit der Feder, aber eben darum kein Feldherr, sondern ein Theoretiker. Auf ihn treffen in gewisser Weise die Worte von Clausewitz zu: „Es gibt Leute, die den schönsten Blick des Geistes für die schwierigste Aufgabe besitzen, denen es auch nicht an Mut fehlt, vieles auf sich zu nehmen, und die in schwierigen Zeiten doch nicht zum Entschluß kommen können. Ihr Mut und ihre Einsicht stehen jedes einzeln, bieten sich nicht die Hand und bringen darum nicht die Entschlossenheit als ein Drittes hervor.“

So ist denn auch Ende Januar die Schlacht bei Sandepu wesentlich durch Verschulden des Heerführers verloren worden.

Übertriebene Vorsicht ließ Kuropatkin wie bisher stets in erster Linie nicht auf das Verderben des Feindes, sondern vor allem auf die eigene Sicherheit Bedacht nehmen. Er opferte lieber bei Sandepu nutzlos 11000 Mann, als daß er bewußt und freudig den Entscheidungskampf des ganzen Feldzuges herausforderte.

(Schluß folgt)

